

W O R T

LITERARISCHE BEILAGE

FEBRUAR 1965

6. JAHRGANG

ZU «DU-ATLANTIS»

NR. 2

WALTER GROSS:
Der Ort, wo wir leben 135

M. G. :
Ein seltenes Federvieh 137

CHRISTOPH KUHN:
Ein engagierter Kritiker 138

LUDWIG BÖRNE:
Aus den kritischen Schriften 138

KLARA FUHRMANN:
Narrenspiel aus dem Nichts 139

WILLY ROTZLER: *Vasari, Vater der Kunstgeschichte* 140

Der Ort, wo wir leben

VON WALTER GROSS

Der europäische Osten: Polen, die Tschechoslowakei, Litauen, Lettland, Estland und die europäische Sowjetunion, das ist heute der eigentliche Orient, Inbegriff einer aktuellen Exotik, und ist es geworden durch den Gang der Geschichte. Dem West- und Mitteleuropäer ist die Geschichte dieser östlichen Länder für gewöhnlich so wenig geläufig wie diejenige Chinas. Man behilft sich in der Regel mit Verallgemeinerungen und Schlagworten, die ein jahrhundertaltes, historisches Geschehen, das sich bei näherer Beschäftigung als sehr komplex erweist, einfach zudecken. In den Gedichten des heute in Ostberlin lebenden Autors Johannes Bobrowski kommt diese östliche Welt in die Sprache, die Landschaft von der Memel bis Nowgorod, von Wilna bis Teschen, die Landschaft und die Menschen in ihr. Dieser Osten ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, sein zentrales Thema, und warum das so ist, das hat er, um eine Antwort befragt, so beantwortet: «Zu schreiben habe ich begonnen am Ilmensee 1941, über russische Landschaft, aber als Fremder, als Deutscher. Daraus ist ein Thema geworden, ungefähr: die Deutschen und der europäische Osten. Weil ich um die Memel herum aufgewachsen bin, wo Polen und Litauer, Russen und Deutsche miteinander lebten, unter ihnen allen die Judenheit. Eine lange Geschichte aus Unglück und

Verschuldung, seit den Tagen des deutschen Ordens, die meinem Volke zu Buche steht. Wohl nicht zu tilgen und zu sühnen, aber eine Hoffnung wert und einen redlichen Versuch in deutschen Gedichten. Zu Hilfe habe ich einen Zuchtmeister: Klopstock.»

Der europäische Osten: Was wir über seine Geschichte lernten, hier im Westen, wir lernten es durch den vergangenen Krieg, der wie schon der vorherige wieder in den Osten getragen wurde. Wir hätten uns, um diese Lücke in unserem Geschichtswissen zu schliessen, einen anderen Lehrmeister gewünscht. Man ist gewohnt, mit gemischten Gefühlen an diesen Osten zu denken, und vergisst, wie man auch dort, heute und vielleicht noch lange, bitter vom Westen denkt. Das Wort der Polen: «Für den Osten gehören wir zum Westen und für den Westen gehören wir zum Osten», hat hier keine Aussicht, ein geflügeltes Wort zu werden; und dazu wäre noch anzumerken: nicht nur im Westen, auch im Osten, sein Schrifttum beweist es, wird immer wieder und kaum weniger ernst und leidenschaftlich als bei uns über Europa nachgedacht. Wer mag das hören? Wie viele von uns kennen diese Länder aus eigener Erfahrung oder wenigstens aus der Beschäftigung mit ihrem geschichtlichen Schicksal, wie viele kennen zur Not die Namen grosser Landschaften und einzelner Städte? Für

Zu
Johannes
Bobrowskis
Gedichten

manche ist das alles nur ein grosser Bogen weissen Papiers, mit dem oder jenem Namen eines gerade ins Gedächtnis fallenden Zaren, Königs oder Usurpators bedeckt, sonst eben eine immer wieder ins beinahe Geschichtslose zurückfallende Landschaft.

So kann Ceslaw Milosz, der aus der Nähe von Wilna kommt, von eben dieser Stadt schreiben: «Ich sehe eine Ungerechtigkeit: der Pariser braucht nicht immer von neuem seine Stadt aus dem Nichts herauszuführen. Wenn er sie beschreibt, stehen ihm eine Menge von Daten zur Verfügung... Ich dagegen muss jedesmal... in wenigen Sätzen Vergangenes lebendig werden lassen, angefangen von der Geographie und der Architektur bis zur Atmosphäre.» Und dann, einige Zeilen weiter bei der Beschreibung der Stadt seiner Jugend, schlägt sich seine ganze Bitterkeit in einem einzigen Satze nieder: «Nur an die zwanzigttausend Einwohner – aber Tonnen von Memoranden, Noten, Stenogrammen im Archiv des Völkerbundes.» Wilna: «dieses Wunder kontinentaler Exotik...» mit dem «immerwährend in der Luft hängenden Glockenton von ein paar hundert Kirchen», schreibt Milosz; und Bobrowski: «Wilna, du reifer Holunder.» «Gibt es wohl viele Städte, deren Namen so umstritten ist?» fragt Milosz. «Die Polen und die Russen sagen: Wilno, die Litauer: Vilnius, Deutsche und Weissrussen: Wilna.» An Sprachen gab es: Polnisch, Litauisch, Weissrussisch, Russisch und Jiddisch. Und Sprachen heisst hier: verschiedene Geschichte, Herkunft, Zivilisation, Religion und im Grunde Schwierigkeiten im Zusammenleben. Wilna ist hier nur ein Beispiel, und zu ihm bemerkt Milosz: «Das Mosaik der miteinander kämpfenden Nationali-

täten ist ein europäisches Charakteristikum, das zum Beispiel einen Amerikaner entsetzt.» So gibt es in dieser grossen Landschaft eine Geschichte der Polen, der Russen, der Litauer, der Letten, der Esten, der Ruthener, der Galizier, der Juden, der Kaschuben u.s.f., eine gemeinsame Geschichte auch, eine oft unselbige Geschichte im ganzen genommen. Eine Geschichte, die sichtbar und unsichtbar überall Spuren hinterliess, die zum Worte will, wo der Fuss hintritt. Wo das Tote oft lebender als das Lebendige ist. Die Vergangenheit, die alte und halbvergangene, überall ist sie: «Ungestorben aber die düstere Zeit, umhergeht meine Sprache und ist rostig von Blut», so redet Bobrowski als ein Betroffener, aus einem Schweigen heraus, das verstehende Schweigen des Anderen, des Du voraussetzend: «Przemysl, Brozów, wer seine Stätte aushob, ist verscharrt...» Die allgegenwärtige, stumme Zeugenschaft ist zu gross, unausweichlich, sie ist überall; Sand und Stein werden reden:

Die mich einscharren,
unter die Wurzeln,
hören:
er redet,
zum Sand,
der ihm den Mund füllt – so wird
reden der Sand, und wird schreien
der Stein,
und wird fliegen das Wasser.

Wo ein Feuer ist, erinnert und zeugt es:
«In Mielce das Haus Gottes brennend,
über die Flammen hinauf die Stimme,
eine Stimme, aber aus hundert Mündern,
aus der Erstickung. Wie sagt man:
im Feuerofen erhob sich das Lob Gottes – wie sagt man?»

Vergessen ist unmöglich, nein, vergessen nicht, die Frage geht nach dem

Wort «verzeihen» und dem Schweigen nach ihm, denn: «Damals in den Mooren, draussen, ging auf der Zorn. Zorn, eine schwere Saat.» Und so fallen denn in den Gedichten Bobrowskis die Namen, die, einem inneren Befehl folgend, fallen müssen: Gertrud Kolmar, Else Lasker-Schüler und der Name Isaak Babel mit seinem zu Beginn des Krieges in seiner ganzen Zeichenhaftigkeit ungeklärten Tod. Ein stellvertretender Tod, eine Mahnung für die viel Späteren:

Es kommt
Babel, Isaak.
Er sagt: Bei dem Pogrom,
als ich Kind war,
meiner Taube
riss man den Kopf ab.

Häuser in hölzerner Strasse,
mit Zäunen, darüber Holunder.
Weiss gescheuert die Schwelle,
die kleine Treppe hinab –
Damals, weisst du,
die Blutspur.

Leute, ihr redet: Vergessen –
Es kommen junge Menschen,
ihr Lachen wie Büsche Holunders.
Leute, es möchte der Holunder
sterben
an eurer Vergesslichkeit.

Es wäre einiges, mit viel Recht, über die sprachliche Kunst in Bobrowskis Gedichten zu sagen, Berufener haben es getan und tun es, zu sagen wäre auch: Bobrowski ist der Ruf, ein bedeutender Dichter zu sein, spät zugefallen, schreibt er doch seit den Vierzigerjahren; aber hier ist von der Beispielhaftigkeit der Dichtung Bobrowskis zu reden, von seinem Mut, unselige Tat und Schuld immer wieder – und wie – ins Wort zu nehmen. Mit einem Wort: zu stehen für sein Gewissen, zu reden von dem, was kaum gesagt werden kann, zu sprechen aus Trauer und Schweigen und Verzweiflung heraus und nicht zuletzt: im Stande des Glaubens. Auch das, das vor allem.

Zu lange haben wir geglaubt, die Stimmen, die aus dem Osten zu uns kommen, seien uniform, ein Unisono. Wir sollten diese Stimmen hören, einmal einfach das, und nicht gleich versuchen, sie von unserer Situation aus zu deuten. Wir sollen sie unterscheiden lernen. Eine Mahnung vor allem zu diesem Manne, von dem hier geschrieben wird, von Bobrowski:

Ich bin ein Mann,
mit seinem Weibe ein Leib,
der seine Kinder aufzieht
für eine Zeit ohne Angst.

Diese Zeit ohne Furcht für jeden Einzelnen ist noch nicht da, hier und heute nicht, auch dort, wo er lebt, nicht, wir wissen es alle, und doch ist kein Grund, ohne Hoffnung zu sein. Das ist bei Bobrowski die Gewissheit des «nicht von hier»: ««Flieg ich fort», hörte ich gerne, einfach gerufen im Finstern in die Woge Schweigen, die aufrauscht,

Tiefe hinter sich, raumlos, Leere, ich hörte aus der Finsternis «Lobet Gott».

Dieses Bekenntnis ist stark bei Bobrowski, Anlass, noch einmal mehr aufzumerken:

«Heiss willkommen die Fremden.
Du wirst ein Fremder sein. Bald.»

Nicht ohne Grund ist bei Bobrowski die Pietät gegenüber dem Gewesenen und aus dem Vergangenen noch Gebliebenen, Hausgerät oder altem Volkslied, so stark spürbar. Was man in die Hand nimmt, einmal legt man es wieder weg, Zeit und Zeitlichkeit, Fragwürdigkeit des Besitzes, das kommt hier dem Sinne nach zusammen:

«Um Neumond einmal stand der Fremde im Hof. «Wie lebst du», fragt er. Alinka sass im Fenster. Sie schrie: «Türriegellos».

Ein Zitat, und Hinweis genug.

Ernst und einfach, phrasenlos wird immer neu die Frage nach dem Woher und Wohin gestellt:

«Wir leben hier, jeden Tag, wir haben unsere Kinder, und unsere Arbeiten, jeden Tag, und das ist alles ernst, wir müssen ausruhen, weil wir ermüdet sind, aber wie sind wir denn hier – ein Vogel ruft, und wir meinen aufzuwachen. Du hast die litauischen Lieder vor, plötzlich, mitten am Tag, das Essen ist auf dem Feuer, nachher kommen die Kinder aus der Schule, und ich hier schreib etwas auf, im Büro, um mit dir zu reden. Oder ich besinge immer noch dunkel, wie Grass sagt, das Flüsschen Szeszupe. Sag doch, wie leben wir hier? Nimmt man

das Vaterland an den Schuhsohlen mit?»

Eine Frage am Schluss, die nur eine Antwort zulässt.

Als ich das letzte Mal bei ihm war, draussen in Friederichshagen, sah ich am Ende der von Ahorn bestandenen Allee den Sandweg am Friedhof entlang weiterlaufen, wohin? Das sagt Bobrowski so – und alle Rätsel sind drin –: «Ein eingefahrener Sandweg. Ohne Gräben. Wie breit er ist, kann man das sagen? Er geht über die Wiese. Oder die Wiese hört auf. Oder er geht über in einen Weg. Wie ist das genau? Es gibt keine Grenze. Der Weg ist nicht zu Ende. Und die Wiese fängt nicht an. Das ist nicht ausdrückbar. Und ist der Ort, wo wir leben.»

So genau, so behutsam und doch so einfach gefragt, so bestimmt geantwortet. Wenige Sätze, doch Frage und Antwort, am gewöhnlichen Gegenstand des Sandweges zu welcher Bedeutung erhoben. Mit einem Male weiss man, was Schreiben heissen kann, was mit Sprache und Sprechenkönnen möglich ist. Mehr und Menschlicheres ist nicht zu erwarten.

Johannes Bobrowski wurde 1917 im ostpreussischen Tilsit geboren. Nachdem er einige Semester Kunstgeschichte studiert hatte, wurde er 1939 Soldat und machte den ganzen Krieg an der Ostfront mit. Erst 1949 kehrte er aus der russischen Gefangenschaft nach Deutschland zurück und ist seither als Lektor am Ostberliner Unions-Verlag tätig. Seine Werke, die vornehmlich die Welt des ehemals deutschen Ostens, das

Land an der Memel, zum Thema haben, fanden auch im Westen starke Beachtung. Die zwei Gedichtbände, «Sarmatische Zeit» und «Schattenland, Ströme» sowie der Roman «Levins Mühle» sind gleichzeitig in ost- und westdeutschen Verlagen erschienen. Bobrowski ist auch in verschiedenen Anthologien, u. a. in «Schriftsteller der Gegenwart» (Walter-Verlag) und «Widerspiel. Deutsche Lyrik seit 1945» (Hanser Verlag), vertreten. Der Verlag Klaus Wagenbach, Berlin, bereitet gegenwärtig einen Band mit Erzählungen vor. 1962 erhielt Bobrowski den Alma-Johanna-Koenig-Preis und den Preis der Gruppe 47.

Der Schweizer Lyriker Walter Gross, den wir im November 1963 mit andern «Jungen Schweizern unter 40» schon einmal in unserer Zeitschrift vorstellen durften, wurde 1924 in Winterthur geboren. Nach seiner Tätigkeit in einer Buchhandlung, als Volontär im Zoologischen Institut einer Universität und als Buchbinder wandte er sich in den Fünfzigerjahren der Lyrik zu. 1957 erschien eine erste Sammlung seiner Gedichte. Seither ist er in zahlreichen deutschen und schweizerischen Anthologien vertreten, u. a. auch neben Bobrowski in «Widerspiel» und in «Neue deutsche Erzählgedichte» (DVA). Soeben legte er eine neue Folge von Gedichten unter dem Titel «Antworten» vor (Piper Verlag, München). Dazwischen trat er auch mit Prosaarbeiten, Kritiken und Essays sowie verschiedenen Hörfolgen am Radio an die Öffentlichkeit. Ende 1964 wurde Gross der Hugo-Jakobi-Preis für Lyrik verliehen.

AUS DEN WÄLDERN VON WALTER GROSS

Aus den Wäldern,
aus verharschtem Schnee,
Tannadeln im Haar, kam ich,
im Ohr den pfeifenden Flügelschlag
der Wildente, Harzgeruch im Rock,
die Hände gebräunt von Rauch.

Mein Bruder,
kenne ich dich an deiner Stimme,
am Hutschatten im Gesicht,
an deinem Wort, geschrien
oder verschwiegen, wenn der Wind
verhält.

Mein Bruder,
mir gegenüber am Tisch,
der du dein Brot brichst,
schweigsam die Suppe löffelst,
während mir die Ader am Halse schwillt
von zuviel noch an Unrecht und Not,
bleibe ich ruhig, wenn du sagst,
morgen, es kommt der Tag,
die Zeit ohne Angst,
schon ist der Fallwind im Tal,
von den Bäumen fällt die Last,
der Schnee.

ANTWORT VON JOHANNES BOBROWSKI

Über den Zaun
deine Rede:
Von den Bäumen fällt die Last,
der Schnee.

Auch im gestürzten Holunder
das Schwirrlied der Amsel, der Grille
Gräserstimme
kerbt Risse ins Mauerwerk, Schwalbenflug
steil
gegen den Regen, Sternbilder
gehn auf dem Himmel,
im Reif.

Die mich einscharren
unter die Wurzeln,
hören:
er redet,
zum Sand,
der ihm den Mund füllt – so wird
reden der Sand und wird
schreien der Stein, und wird
fliegen das Wasser.